

Im Banne der Ngil

---

## Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster  
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Suti, der Schieläugige, hatte sich am Morgen in einer Kassadasfarm wieder gefunden, war dann mit schwerem Kopf nach Hause gegangen und schlief nun einen neuen, besseren Schlaf. Kräftig an den Schultern gerüttelt, schlug er brummend mit den Händen um sich. Als er aber die Augen aufschlug, sah er den Ngil neben sich auf dem Bette sitzen.

„Ah, großer Ngil, du bist es! Ich erhebe mich sofort.“

„Bleibe liegen, du kannst auch so zuhören. Ich habe einen Auftrag für dich.“

„Hoffentlich ist er nicht zu schwer. Mein Kopf will heute schlecht begreifen.“

„Er ist nicht schwer“, sagte der Ngil und entwickelte seinen eben erst ausgedachten Plan. Suti schaute verständnislos drein. „Ah, du weißt nicht“, unterbrach sich Sambascholl, „daß der Weiße entkommen ist?“

„Nichts weiß ich, großer Ngil“, entgegnete Suti überrascht.

„Dann muß ich dir die Geschichte von Anfang an erzählen.“ Suti lauschte. Als der Ngil geendigt hatte, erhob er sich von seinem Lager.

„Schlafen kann ich nun doch nicht mehr. Ich will erst ein Bad nehmen, damit mein Kopf klarer wird. Dann will ich sehen, was zu machen ist. Wenn es eintrifft, wie du voraussiehst, kann es mir wohl gelingen.“

„Ich werde eine Medizin machen, damit es gelingt.“

„Ja, tu das, großer Ngil.“

Ehrfürchtig geleitete er seinen Meister zur Tür hinaus. Dann ging er zum Fluß, um zu baden. Dort war es heute sehr still. Die Frauen waren schon in den Farmen, die Männer schliefen noch. Nur einige Kinder balgten sich im Sande.

Nach dem Bade schlenderte Suti zwischen den Pflanzenstauden hindurch dem andern Ende des Dorfes zu. Hinter einem abseits gelegenen Hause blieb er stehen. Er lauschte.

Es war ein Doppelhaus, d. h. es hatte in der Mitte eine Rindenwand, die den langen Raum in zwei Zimmer teilte. Jeder Teil hatte seinen eigenen Eingang. Der eine war die Wohnung des Hausherrn, der andere gehörte seinen beiden Frauen. Suti kannte das Haus

genau. Er ging zur Tür der Frauenabteilung. Der Raum war leer, wie er vermutet hatte. Ein Blick rückwärts. Niemand war in der Nähe. Leise schlüpfte er ins Haus hinein.

Ein Bett, das der Mittelwand zunächst stand, war sein Ziel. Es war eine Kunst, sich darunter zu verbergen. Suti brachte es fertig, obwohl er sich dabei mehrmals den Kopf stieß. Dank der Kürze seines Leibes konnte er lang ausgestreckt liegen, ohne daß seine Füße unter dem Bett hervorschauten.

Um sein Fortkommen war ihm nicht bange. Kamen die Frauen früher zurück, als er vermutete, dann blieb er eben bis zum nächsten Tage liegen. Dann gingen sie wieder in die Farm. Den Kopf nahe an die Rindenwand schiebend, lauschte er hinüber. Der Ngil hatte richtig vermutet. Die beiden Männer, die Wächter in der Nacht zu bewachen hatten, lagen in dem andern Raum, redeten miteinander und tranken dazu.

„Es ist nur gut, daß wir unsern Rum doch noch bekommen haben“, hörte er den einen sagen. „Wir hatten ihn auch verdient“, entgegnete der andere. Nun schwiegen sie längere Zeit. Das war Suti nicht angenehm. Wenn die Frauen erst zu Hause waren, würde er bei ihrem Geschwätz nicht mehr hören können, was drüben gesprochen wurde. Suti fügte sich ins Unvermeidliche, aber sein Wunsch, noch mehr zu erfahren, wurde bald erfüllt.

„Haha, ich muß lachen“, fing der eine drüben wieder an, „was der Ngil ein Gesicht machte, als du ihm von der großen Medizin des Weißen erzähltest. Das hattest du fein ausgedacht.“

„Nicht wahr? In der Not fällt manchmal auch einem Dummen etwas Kluges ein.“ Nun lachten sie beide.

„Ich bin nur froh, daß wir so gut davon gekommen sind. Aber weißt du, was ich denke? Ich habe Atonga schwer im Verdacht. Vielleicht hat er uns mit Absicht betrunken gemacht und dann den Weißen befreit.“

„Er war aber doch selbst auch so betrunken, daß er unmöglich . . .“

„Hast du Atonga schon einmal betrunken gesehen?“

„Sonst noch nie. Es war gestern das erste Mal.“

„Und ich sage dir, er war gar nicht betrunken. Er tat nur so, um uns zu täuschen.“

„Das ist möglich. Er ist ein schlauer Patron.“

„Mir ist es gleich. Hat er es wirklich getan, dann um so besser für uns. Er wird es nie verraten, daß er uns zu trinken gegeben hat.“

„Nein, das wird er nicht tun. Und sein Rum war besser als dieser da.“

„Schadet nichts. Wir trinken ihn doch. Gib mir auch noch einen Schluck, und dann schlafen wir.“

„Um uns von der durchwachten Nacht zu erholen, hahaha.“

Ja, schläft nur, dachte Suti, nun habe ich euch und den stolzen Mtonga dazu. Der Ngil wird mit mir zufrieden sein. Behutsam kroch er aus seinem Schlupfwinkel hervor und verließ das Haus. Nicht ahnend, daß man ihn beobachtete, ging er sofort zum Ngil. Vor dem Hause empfing ihn eine von seinen Frauen.

„Der Ngil schläft“, sagte sie, „du darfst ihn nicht stören.“

„Aber es handelt sich um eine wichtige Sache.“

„Ich weiß es. Er hat gesagt, du sollst morgen wieder kommen.“

Mit diesem Bescheid war der Schieläugige zufrieden. Er ging nach Hause. Nachdem ihm seine List so gut gelungen, fühlte er wieder Hunger und Müdigkeit.

Es war Dende sehr zuwider, daß der Ngil eine neue Gerichtsverhandlung gegen die beiden Wächter in Aussicht gestellt hatte. Er war im Grunde genommen kein Barbar; zudem trug er schwer an dem Verlust seines gerichteten Weibes. Ihm lag nicht viel daran, ob die Wächter der Lüge überführt wurden oder nicht. An der Tatsache, daß der Weiße entkommen war, änderte das nichts. Es war seiner Ansicht nach eine unnütze Schererei. Er war mit sich selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden, am meisten mit dem Ngil.

Jambascholl hatte ihn nach seiner Unterredung mit Suti aufgesucht und ihm gesagt, er werde sich drei Tage zurückziehen und eine große Medizin machen, um die Wahrheit über die Vorfälle der beiden letzten Tage zu erfahren. Die Geister, mit denen er im Bunde stehe, würden ihre Macht zeigen, darauf könne Dende sich verlassen.

Und nun war der Abend des dritten Tages gekommen, und der Ngil hatte ihm eine neue Nachricht geschickt. Er erbot sich, am nächsten Morgen vor ihm und den Ältesten in einer geheimen Sitzung die beiden Wächter der Lüge zu überführen. Der Häuptling möge also deren Einberufung verfügen. Dende ärgerte sich über die Art und Weise, wie der Ngil ihm Befehle gab. Trotzdem mußte er wohl oder übel die Ältesten zur Sitzung laden. Die beiden Wächter wollte er aber erst am nächsten Morgen benachrichtigen, damit sie ohne jede Ahnung und ohne vorher eine Verabredung treffen zu können, vor Gericht erschienen.

In der Tat waren die beiden Männer sehr erstaunt, als sie durch Boten des Häuptlings gerufen wurden. Sie trafen sich vor der Türe des Hauses, in dem die Sitzung stattfand. Miteinander zu reden hatten sie keine Zeit, denn sie wurden sofort vor den hohen Rat geführt. Der Häuptling ergriff das Wort.

„Vor einigen Tagen habt ihr uns von dem Weißen, der in der Nacht entfloh, eine sonderbare Geschichte erzählt. Wir haben euch geglaubt, denn wir dachten, die Banoho lügen nicht. Immer war die Lüge bei uns verhaßt. Es sind aber Zweifel aufgetaucht an der Wahrheit eurer Aussage. Wir wollen sie nachprüfen. Und deshalb frage ich euch noch einmal, ob es wahr ist, was ihr uns erzählt habt. War es Lüge, so gesteht es ein. Sie wird sonst offenbar werden, schneller, als ihr ahnt. Nun redet!“

„Wir haben nicht gelogen, Häuptling“, sagte der eine.

„Was wir sagten, war die reine Wahrheit“, fügte der andere bei.

„Es rede der Ngil!“ sprach Dende.

Jambascholl erhob sich, trat in die Mitte und begann:

„Häuptling der Banoho und ihr Ältesten, höret! Ich klage diese Männer an, erstens der Lüge, zweitens der Mitschuld an der Flucht des Weißen. Sehr schön habt ihr“, rief er, gegen die Angeklagten gewandt, „sehr schön habt ihr eure Lügen erdacht. Ihr glaubt, es habe niemand gesehen, wie ihr trotz des Verbotes trankt von dem süßen Wein und berauscht von seiner Kraft im Schlafe lagt. Ihr täuscht euch. Die Menschen schliefen und sahen euch nicht, aber die Geister haben gewacht.“

Ich habe eine große Medizin gemacht. Der Geist des verstorbenen Häuptlings

Zuge, den ich rief, hat mich erhört. Er hat mir gesagt, was ihr getan habt.

Als alle Leute schliefen, lag Utonga nicht weit von der Stelle, wo ihr am Feuer saßet. Er hatte noch von dem Getränk, das nur die Weißen trinken. Er gab es euch, und ihr trankt. Ich weiß, ihr habt den Weißen nicht befreit. Das hat Utonga getan, nachdem ihr eingeschlafen wart. Wollt ihr nun eingestehen, ihr Lügner, daß ihr geschlafen habt?"

Die beiden Männer zitterten vor Angst. Unbegreiflich war ihnen die Kenntnis des Ngil. Woher wußte er das alles? Hatte Utonga sie verraten? Da sie schwiegen, fuhr der Ngil fort:

„Ich bin Jambascholl, der Ngil, die Geister hören mich. Was tatet ihr, nachdem der Häuptling euch den versprochenen Rum gegeben hatte? Saßet ihr nicht in deinem Hause, Ekonga, lachend und spottend über die Dummheit des Ngil, den ihr so schön belogen?"

„Alle Großväter und Großmütter!“ schrie Ekonga auf.

„Aber der Ngil läßt seiner nicht spotten. Die guten Geister rächen die Schmach, die einem Ngil widerfährt. Nun gestehet endlich die Wahrheit. Ihr habt euch von Utonga zum Trinken verführen lassen. Ist es so?"

„Ja, es ist so“, antwortete Ekonga.

„Verzeiht uns die Lüge. Wir haben aus Angst gelogen. Der Ngil weiß alles. Wie er es sagt, so ist es gewesen“, schrie voll Verzweiflung sein Gefährte.

Auf Befehl Dendes wurden die beiden ins Gefängnis abgeführt. Der Ngil verlangte die Vorführung Utongas. Der Häuptling sandte einen Boten an ihn ab. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe Utonga erschien.

Von dem Boten hatte er erfahren, daß die beiden Wächter schon im Gefängnis saßen. Daß man ihn jetzt in die Versammlung der Ältesten rief, war ihm ein Beweis, daß sie gestanden und ihn verraten hatten. Aber sie konnten nichts von ihm sagen, als daß er ihnen zu trinken gegeben. Diese Anklage konnte er aushalten. Von seinem Rettungswerk hatte niemand etwas gesehen. Woher der Ngil seine Kenntnis hatte, wußte er schon. Elefa hatte Euti beobachtet, als er zum Hause des Ekonga schlich. Mehr als die Wächter konnte der Ngil also auch nicht wissen. So trat er fröhlich und freimütig vor die Versammelten, grüßte und fragte den Häuptling, warum er gerufen sei.

„Du bist eines schweren Verbrechens angeklagt“, sagte Dende.

„Ich habe kein Verbrechen begangen“, erwiderte Utonga mit ruhiger Stimme.

„Du hast den Weißen, der am Galgen sterben sollte, heimlich befreit.“

„Wer behauptet von mir solch unerhörte Dinge?“ fragte Utonga im Tone der Entrüstung.

„Der Ngil ist dein Ankläger.“

Utonga lachte. „Hat der weise Ngil — aus der Stimme klang verhaltener Spott — „nichts Besseres zu tun, als solche Neugierigkeiten zu erfinden?“

„Schweig, du frecher Mensch“, rief der Ngil, „ich erfinde nicht. Ich weiß, was ich sage, und werde es beweisen.“

„Schön“, sagte Utonga. „Aber ich rede jetzt nicht zu dir, du dreimal Weiser, sondern zum Häuptling und den Ältesten der Banoho. Höret mich! Noch früh an jenem Abend wurde der Ngil von seinen Weibern nach Hause getragen, weil er selbst nicht mehr gehen konnte. Er wird euch jetzt erzählen, was in jener Nacht auf dem Dorfplatz geschehen ist.“

Der Ngil kochte vor Wut.

„Jambascholl hat die Ereignisse jener Nacht auf anderem Wege erfahren“, belehrte der Häuptling ruhig.

„Ja, er hat gute Spione“, erwiderte Utonga kühn, „aber an jenem Abend waren sie ebenso betrunken wie er selbst.“

Der Ngil konnte sich nicht mehr halten. Er sprang einen Schritt gegen Utonga heran, ballte ihm die Faust und schrie: „Schande über dich, du junger Mensch, daß du eines alten Mannes spottest.“

„Ich spotte nicht“, gab Utonga zurück, „ich sage nur, daß du lügst!“

Die Ältesten zuckten zusammen. Solche Reden gegen den Ngil war man nicht gewohnt. Jambascholl gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, raufte sich die Haare und schrie mit heiserer Stimme: „Rache, Rache, Häuptling, Sühne für diese unerhörte Schmach!“

Dende gebot Ruhe. „So kommen wir nicht weiter. Nur der redet fernerhin, dem ich die Erlaubnis dazu gebe. Wie kannst du sagen, Utonga, daß der Ngil lügt? Sprich!“

„Wenn der Ngil sagt, er wisse, daß ich den Weißen befreite, so hat er gelogen.“

„So hat der Ngil nicht gesagt“, erklärte Dende. „Du hast seine Anklage noch nicht ganz vernommen. Höre zu. Der Ngil rede.“

Sambascholl war durch das Auftreten Utongas doch ein wenig verblüfft. Er zweifelte zwar keineswegs an seiner Schuld. Aber einen Beweis konnte er nicht erbringen, wenn Utonga sich nicht selbst verriet. Er begann also nochmals mit der Erzählung von der Geisterbeschwörung. Doch sah er bald, daß das bei Utonga nicht versing. So beschränkte er sich darauf, kurz darzulegen, wie Utonga den beiden Wächtern Wein gegeben, um sie zu berauschen. So habe es ihm der Geist Guges gesagt. Im stillen hoffte er, Utonga werde leugnen. Dann hatte er wenigstens einen Erfolg.

Als der Ngil schwieg, sprach der Häuptling: „Hast du den Wächtern zu trinken gegeben?“

„Das habe ich getan“, antwortete Utonga mit gut gespielmtem Erstaunen. „Was liegt daran?“

„Das war verboten!“

„Ich erinnere mich nicht, daß du mir ein solches Verbot gegeben hast.“

„Dir nicht. Aber den Wächtern hatte ich verboten, zu trinken.“

„Dann haben sie Strafe verdient, denn sie tranken.“

„Du durftest ihnen nichts geben“, sprach Dende. „Da du aber augenscheinlich nichts von meinem Verbot gewußt hast, so trifft dich keine Schuld. Aber warum gabst du ihnen zu trinken?“

„Weil sie mir keine Ruhe ließen. Ich wollte schlafen. Sie aber schwachten in einem fort. Da gab ich ihnen die beiden Flaschen unter der Bedingung, daß sie ruhig wären. Du weißt ja, Häuptling, daß ich mir aus den Getränken nichts mache.“

„Ich muß glauben, was du sagst, da niemand das Gegenteil beweisen kann. Wir dachten, du hättest die Wächter trunken gemacht, um den Weißen zu befreien. Hast du das getan?“

„Wenn der Ngil die Geister gefragt hat, so möge er reden“, entgegnete Utonga ausweichend. „Er möge die Geister herrufen, damit sie seine Aussage beweisen.“



Fräulein Anna Josefa Reuter, Altenahr  
Zu ihrem Silberjubiläum als treue, eifrige Förderin unserer Missionszeitschriften. Glück und Segen für noch viele Jahre!

Der Ngil schwieg. „Du bist frei“, sagte der Häuptling mit einem fragenden Blick auf die Anwesenden. Sie nickten. „Du kannst gehen.“ Nun fand der Ngil die Sprache wieder.

„Ja, gehe“, rief er wütend. „Beweisen kann ich dir nichts. Getan hast du es doch! Meine Geister lügen nicht. Fürchte ihre Rache!“

Utonga, der bereits bis zur Tür gegangen war, wandte sich um und rief mit fester Stimme: „Wie ich dich und deine Geister fürchte, sollst du sehen, du Lügner. Höret, ihr Ältesten der Vanoho!“

Was der Ngil euch von der Geisterbeschwörung erzählte, ist eitel Lüge und Trug. Er hat keine Medizin gemacht.

Drei Tage lag er in seiner Hütte hier im Dorfe, aß und trank und schlief. Fragt seine Frauen, ob es nicht wahr ist. Der Geist, dem er seine Kenntnisse verdankt, heißt Suti. Zum Schieläugigen ging der Ngil an jenem Tage, als ihr die Wächter hier verhört hatten. Suti schlich sich in die Hütte des Ekonga, wo die beiden Männer saßen und ihren Rum tranken. Er versteckte sich im Hause der Frauen und horchte. Dort erfuhr Suti, daß die Wächter von dem Weine getrunken hatten, den ich ihnen gab. Darauf lief er sofort zum Ngil und erzählte es ihm. So, ihr Männer, nun urteilt, ob der Ngil ein Lügner ist oder nicht. Wenn ihr Zeugen wollt, bringe ich sie.“

Stolz erhobenen Hauptes verließ er die Versammlung.

Der Häuptling und die Ältesten waren bestürzt. Sie saßen geduckt wie Hühner, die ein Platzregen überrascht. Geriet nicht vor dem Stürmen dieses Jünglings die ganze Welt ins Wanken? Der Freimut seiner Rede zerriß die geheimnisvollen Schleier, den die Geisterwelt gewoben um den Ngil. Was sie geglaubt in Furcht und Zittern, er schritt darüber weg und nannte es Betrug. Das von den Vätern übernommene Erbe sank in den Staub. Wie kam es, daß keiner von ihnen je gesehen, was dieser Jüngling sah? Und warum schwieg der Ngil? Zum zweiten Mal hat Utonga ihn der Lüge überführt. Bei solchen Niederlagen war schwer, an seine Zaubermacht zu glauben. So dachten sie; zu reden wagte keiner.

Auch der Ngil fand keine Worte der Aufklärung, der Verteidigung oder der Anklage gegen Utonga. Er erhob sich und wandte zur Tür hinaus. „Rache“, murmelte er, „Rache!“

Am Abend desselben Tages kam Elefa zu Utonga hinüber. Ihr Vater, so erzählte sie, habe den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen. Jambascholls Weiber heulten im Dorfe, denn der Ngil habe sich im Hause eingeschlossen und weiße Speise und Trank von sich. Die Ältesten stünden zu zweien oder zu dreien flüsternd beieinander. . . .

„Und nun ist meine Elefa neugierig und möchte wissen, was es in der Versammlung gegeben hat“, setzte Utonga lachend hinzu.

„Muß ich denn nicht wissen, wie es dir ergangen ist?“

„Du sollst es erfahren. Komm an den Strand. Der Wind weht frisch von der See her, und die Sonne sinkt ins Meer.

Auf die Felsen laß uns niedersitzen, dann will ich dir erzählen.“

Elefa schritt voraus auf dem schmalen Fußwege, der zum Strande führte. Utonga folgte ihr. Auf einer niedrigen Felsgruppe setzten sie sich. Es war ein schöner Abend.

„Bald wird wieder der Gewittersturm brausen über unsern Häuptern und der Erde den Regen spenden, nach dem sie verlangt“, begann Elefa, indem sie den Himmel betrachtete.

„Möge der Sturm, den der Ngil gegen uns entfesseln wird, uns ebenso zum Segen gereichen.“

„Du hast den Ngil beleidigt?“ fragte sie ängstlich.

„Ich habe ihm heute die Lügenmaske vom Gesicht gerissen, hinter der er sich bisher versteckte, um das Volk zu betrogen.“

„Der Ngil vernichtet jeden, der sich gegen ihn erhebt“, meinte Elefa traurig.

„Er wird es so lange tun, bis der mächtige Christengott ihn zerschmettert. Nur ihm vertraue ich. Schützt er mich nicht, so bin ich verloren.“

„Du hast es verdient, daß er dich schützt, denn du bist gut.“

Utonga schwieg, in tiefes Sinnen verloren.

„Elefa“, sagte er dann, „ich gehe großen Gefahren entgegen. Der Ngil wird nicht rasten und ruhen, bis es ihm endlich gelingt, sich an mir zu rächen. . . . Wäre ich Christ, ich fürchtete nicht den Tod. Aber noch habe ich nicht das Wasser erhalten, das uns reinigt von allen Sünden, daß wir wahrhaft Kinder Gottes werden. . . . Wenn ich falle als Opfer des Ngil, so möchte ich Christ sein. . . . Elefa, willst du mich zum Christen machen?“

„Wie kann ich das?“ fragte das Mädchen. „Ich verstehe nicht einmal, was du gesprochen hast.“

„Du wirst es verstehen. Auf einer Seereise wurde einer von uns, der mit mir die weißen Priester bedient, schwer krank. Die Priester hatten uns viel erzählt von Gott und vom Himmel und von dem Geiste, der in uns ist und nicht stirbt, wenn wir sterben. Als nun mein Freund zum Sterben kam, fragte ihn der Priester, ob er auch zu Gott gehen wolle in den Himmel. Der sagte: ja, das wolle er. Nun erzählte ihm der Priester von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der in diese Welt kam, um die Menschen

frei zu machen von dem Bösen, das sie getan. Er hat uns eine Medizin gegeben, die unsere Seele heilt. Nur wer rein ist, kann eingehen zu Gott. Mein Freund erhielt die gute Medizin. Dann starb er und wir begruben ihn im Wasser. Der Priester aber erzählte uns später noch mehr von dieser Medizin.“

„Wie machte er sie?“

„Er nahm Wasser und goß es auf die Stirn des Kranken und sprach Worte dazu, die ich nicht verstand. Später lehrte er sie uns. Sie heißen: Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

„Was heißt das: ich taufe dich?“

„Es heißt, ich tauche dich ins Wasser, und es bedeutet eine Waschung. Wie der Körper rein wird, wenn man ihn wäscht, so wird auch die Seele rein, wenn dabei die richtigen Worte gesprochen werden.“

„Ist das die ganze Medizin? Das ist gar nicht schwer.“

„Siehe also, du kannst es auch. Willst du mich taufen?“

„Darf ich denn tun, was die Priester der Weißen tun?“

„Du darfst es. Er hat es uns gesagt. Taufen kann jeder Mensch, der Mann, die Frau, das Kind, der Christ und der Heide. Jeder der taufen will, kann es auch.“

„Wenn es dein Wunsch ist, werde ich dich taufen; und dann taufst du mich auch, ja?“

„Für dich ist es noch nicht nötig. Dich will der Ngil nicht töten. Wenn du aber einmal krank werden solltest, dann tue ich es.“

„Gut, daß du so gut auf die Worte des Weißen gehört hast. Hoffentlich hast du nichts vergessen. Doch komme jetzt, damit ich dich taufe. Dann muß ich nach Hause zurück.“

Sie traten ans Meer bis die Flut ihre Füße bespülte. Mtonga beugte sein Haupt. Elefa schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und goß es über seinen Scheitel. Sie zitterte. Er mußte ihr die Worte vorsprechen; sie waren ihr vor Aufregung entfallen . . . und des Sohnes . . . und des Heiligen Geistes.“

Mtonga richtete den Blick zum Himmel empor und breitete sehnend die Arme aus. Was war das Glühen und Sprühen des Abendrotes gegen die Flamme, die in seinem Busen loderte. „Mein Gott“, rief er aus, „nun darf ich es sagen; denn du bist mein Gott und ich bin dein Kind.

Dorthin darf ich kommen. Dort über den Wolken und über dem Abendrot ist meine Heimat. Dort werde ich einst glücklich sein.“

„Und an Elefa denkst du nicht?“

„Ich denke an dich. Was mein ist, ist dein, und meine Freude soll auch deine sein.“

„Ach, Mtonga, bist du jetzt wirklich ein Christ?“

„Ja, jetzt bin ich es.“

„Darüber freue ich mich. Zugleich aber bin ich noch traurig, weil ich noch Heidin bin. Doch an die Freude will ich denken, denn es gibt noch Leids genug. Gute Nacht.“

Sie ging am Strand entlang, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um. „Ich muß dich noch einmal sehen“, sagte sie, „mir ist so weh und bang. Am liebsten ginge ich nicht von deiner Seite, damit dein Schicksal auch das meine sei.“

„Fürchte nichts, Mädchen! Gott wird uns schützen!“

Nun ging sie. Langsam, zögernden Fußes. An jedem Felsblock blieb sie stehen und schaute rückwärts. Da eilte Mtonga ihr nach. „Auch ich kann mich heute nicht von dir trennen“, sagte er. „Gib mir noch einmal die Hände. Du weißt, daß ich dich mehr liebe als alle Töchter der Banoho. Was der Ngil auch tue, er mag mich vergiften, erwürgen, verbrennen. Auch dann bin ich dein. Ich danke dir für alles Gute, das du mir getan. Du hast mich vom Tode errettet, du hast mich heute zum Christen gemacht. Ich danke dir.“

Sie lehnte an seiner Schulter und schluchzte: „Mtonga, Mtonga!“

War es Ahnung?

In der Frühe des nächsten Tages ging die „Schwalbe“ der Lohove-Mündung gegenüber vor Anker. Der Pirat war da. Jambascholl kannte die schwarze Flagge, die am Fockmast auf- und niederging. Er hatte schon mehrmals Sklaven an Barnill verkauft.

In der Nacht war ihm der Entschluß gereift, Elefas Auslieferung sofort von Dende zu verlangen. Damit traf er seinen Nebenbuhler an der empfindlichsten Stelle. Das wußte er. Das Erscheinen des Sklavenschiffes aber gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Seines endlichen Sieges gewiß begab er sich zum Häuptling.

„Die Schmach, die mir gestern widerfahren ist, verlangt Sühne“, sagte er.

„Was soll ich tun?“ fragte Dende. „Du hast auf die Anklage Mtongas nichts zu antworten gewußt.“

„Ich weiß zu antworten. Zunächst verlange ich die beiden Wächter als meine Sklaven.“

„Ich kann sie nicht zu Sklaven machen, ohne daß der Rat der Ältesten sie verurteilt.“

„Du mußt es, denn ich will es so!“

Dende wehrte sich, der Ngil bestand auf seiner Forderung.

„Das Volk wird Rechenschaft von mir verlangen.“

„Ich werde sie zum Schweigen bringen, verlaß dich darauf. Also, die Leute sind mein?“

„Es geht nicht, Ngil. Verlange, was du willst, nur das nicht. Erst muß ich die Ältesten hören.“

„Du wirst sie mir sofort geben, oder du verfällst der Rache der Ngil.“

„Wer ist Häuptling, du oder ich?“

„Laß diese unnützen Reden“, entgegnete Jambascholl mit wegwerfender Handbewegung. „Du bist Häuptling, und ich bin Jambascholl, der Ngil der Bano-ho.“

„Dann tue, was du willst. Du mußt es aber auch selber vor dem Volke verantworten.“

„Ja, das werde ich!“ Damit ging der Ngil. Die beiden Gefangenen wurden in sein Haus geführt. Suti, Mpesa und Janga kamen. Der Ngil hatte sie zu sich beschieden und gab ihnen seine Befehle. „Nun gilt's. Zeigt, daß ihr durch die erlittenen Niederlagen gelernt habt.“

Es war spät am Nachmittag. Mtonga lag bei seinem Vater in der Küche. Der Alte stöhnte über Schmerzen in der Seite. „Es wird ein Tornado kommen“, sagte er, „ich fühle es in meinen Gliedern.“

Plötzlich horchten sie beide auf. Ein Schrei erscholl aus den Farmen. Und noch einmal. Der Angstschrei eines Verunglückten. Mtonga war aufgesprungen und stand unter der Tür. „Hilfe . . . Hilfe . . .!“

„Es ist jemand in Gefahr, ich will hinein“, sagte er.

„Nimm das Haumesser mit“, riet der Alte, „vielleicht ist ein Leopard da.“

Mtonga griff an die Rindentwand, wo das Haumesser steckte, und sprang hinaus. Mit langen Schritten lief er bis zum Ende der Farm. „Wo bist du?“ rief er

laut. Ein Stöhnen war die Antwort. Er zwängte sich durch das Unterholz, das in der verlassenen Farm üppig aufgeschossen war. „Hier, hier!“ Bald hatte er die Stelle erreicht. Suti, der Schieläugige, lag am Boden mit gräßlich verzerrtem Gesicht.

„Was ist dir?“ fragte Mtonga, „hat eine Schlange dich gebissen?“

„Hilf mir, hilf mir aufstehen.“

Mtonga ließ das Haumesser zu Boden fallen und beugte sich über ihn. Suti schlang die Hände um seinen Nacken. Im selben Augenblick stürzte ein anderer hinterrücks über Mtonga her. Er fühlte eine Schlinge um seinen Hals. Dann schwanden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von zwei Männern getragen. Er hatte ein Grasbüschel im Munde stecken. Seine Hände waren fest an den Körper geschnürt. Er war in ein großes Tuch gewickelt, das kaum zu atmen gestattete. Ich bin in der Gewalt des Ngil. Nun muß ich sterben. So dachte er. Wie gut, daß ich ein Christ bin.

Die Träger kamen nur langsam vorwärts. Sie gingen nicht auf dem gewöhnlichen Pfade, sondern durch Farmen, durch Busch und hohes Gras. Suti machte ihnen den Weg frei. Mtonga hörte das Rauschen des Flusses. Nun machten sie halt.

Auf der anderen Seite des Flusses stand Eleza und knüpfte das Planenseil los, mit dem ihr Kanu an den Stamm einer Palme gebunden war. Als sie die drei Männer drüben bemerkte und Suti erkannte, fuhr sie nicht, wie gewöhnlich, geradeswegs über das Becken hinüber, sondern ließ das Kanu abwärts treiben. An der Mündung des Flusses stieg sie ans andere Ufer.

Eine unnennbare Unruhe hatte sie befallen. Sie wollte Mtonga besuchen und sich überzeugen, daß ihm nichts geschehen sei. Mtonga war nicht da. Der Vater erzählte ihr, was vorgefallen war.

Ihre Unruhe wuchs. Sie lief zum Hause, wo Mune wohnte, und rief ihn. „Hilf mir Mtonga suchen. Er ist in die Farm gegangen, wo jemand um Hilfe rief, und ist noch nicht zurückgekommen. Such ihn. Ich fürchte den Ngil.“

Mune ergriff sofort Lanze und Haumesser und stürzte fort.

„Hallo, wohin so eilig?“ rief ihm jemand nach.

Mune wandte sich. „Ach, du bist es, Pembe. Du kommst gerade recht. Rasch,

da hast du mein Haumesser. Komm, wir müssen Mtonga helfen. Ich wittere Verrat. Schnell, hier in die Farmen hinein.“ Während sie weiter liefen, erzählte er dem Freunde, was er von Elefa erfahren.

„Mtonga, Mtonga!“

Keine Antwort. Sie fanden den Platz, wo das Gras niedergetreten war. Dort lag ein Haumesser. Mune hob es auf.

„Das gehört Mtonga. Man hat ihn überfallen. Sieh, hier sind sie gewesen. Komm, wir hauen ihn heraus.“

chens auf. „Mtonga“, rief sie mit einer vor Angst fast erstickenden Stimme, „Mtonga!“

Da hob sich eine vermummte Gestalt über den Rand des Kanus. Nur ein wenig. Es mußte dem Jüngling eine furchtbare Anstrengung sein, sich zu erheben. Suti beugte sich vor und drückte ihn nieder.

Jetzt wußte sie alles. Das war die Rache der Ngil. Im ersten Augenblick kam ihr der Gedanke, zu Jambascholl zu laufen und ihn auf der Stelle nieder-



Negerthp aus Deutsch-Ostafrika

Sie folgten der frischen Spur bis zum Fluß, fuhren hinüber und fragten bei den Dorfleuten nach. Niemand hatte Mtonga gesehen. Nun liefen sie zum Häuptling, um ihm den Vorfall zu melden und ihre Befürchtungen auszusprechen.

Unterdessen war Elefa zum Strande gelaufen. Dort, wo sie Mtonga gestern zuletzt gesehen, wollte sie ihn suchen. Sie eilte den Strand hinunter der Flußmündung zu. Eben bog ein großes Kanu um die Ecke und steuerte auf die Brandung los. Suti saß vorn an der Spitze. Zwei Männer ruderten. Ein entsetzlicher Gedanke stieg in der Brust des Mäd-

zustecken. Aber ihre Füße waren schwer wie Blei. Sie mußte stehenbleiben, hinaus schauen. Dort fuhr das Kanu. Darin war er, ihr Geliebter!

Und kein Mensch weit und breit. Keiner, der Hilfe brächte, keiner, der ihn befreite.

Sie lief den Hütten zu. „Pembe“, rief sie, „Mune!“ Keine Antwort. Ach, die beiden waren in den Farmen, um Mtonga zu suchen. Ratlos eilte sie zum Strande zurück. Wenn sie über den Fluß fuhr . . . Männer zusammenrief . . . Nein, die kamen zu spät. Einholen konnten sie die Schergen des Ngil nicht mehr. Auf das Schiff zu gehen trauten sie sich nicht.

„Zu spät!“ schrie sie auf. Ein Meer von Weh und Verzweiflung brandete in diesem Wort.

Ein lautes Donnerrollen fuhr über das Meer. Elea erschauerte. Wie gebannt stand sie da und starrte nach dem Schiff hinüber, dessen Lichter bereits aufflammten. Die Dunkelheit zog rasch heran, denn dicke Wolkenmassen zogen am Himmel herauf.

Das Kanu schwamm als kleiner Punkt fern auf dem Wasser. Bald würde es das Schiff erreichen, das schreckliche Schiff, das soviel Herzeleid brachte. Dann würde man Ntonga wegführen in ein fremdes Land, als Sklaven . . . Und keine Rettung mehr, keine . . . Sie würde ihr Leben hingeben, wenn sie ihn befreien könnte von dem harten Lose, schlimmer als der Tod.

Und wieder rollt und grollt der Donner durch das Geäst der Urwaldbriesen, und ein Leuchten und Flammen zuckt auf über dem dunklen Meere. Gespenstisch ziehen die wässerigen Schwaden heran, vom Winde getrieben. Das Meer wirft schwarze Wellen. Die Brandung saust und tost um die zerklüfteten Felsen.

Elea starrte hinaus in die Weite. Dort tanzen einzelne Lichtflecke auf dem Meer, häufig unsichtbar beim Aufbläuen der Blitze. Das ist das Schiff. Das Kanu muß dort angekommen sein. Ntonga wird an den Weißen verkauft. Und Elea . . . steht hier . . . ? Elea, was zauderst du? Kannst du leben ohne ihn?

Es kommt Leben in die Gestalt. Sie eilt der Stelle zu, wo sie ihr Kanu geborgen. Da flammt ein greller Blitzstrahl, das Auge blendend, vor ihr auf, und ein Krachen und Klirren und Klingeln folgt, wie das Splintern eines gewaltigen Hartholzbaumes. Einen Augenblick steht sie da wie betäubt. Sie zittert, ist verwirrt, unschlüssig. Was will sie jetzt auf dem Meere? Es ist ein Unding, bei diesem Wetter hinauszufahren. Seesunkende Männer bleiben zu Hause. Wenn der Sturm kommt und der Platzregen, wäre sie verloren. Schon dröhnt die Brandung drohender als sonst, der Wind segt stoßweise durch die Baumkronen.

„Und wenn ich sterben muß auf dem Meere. Besser sterben, als leben ohne ihn.“ Elea denkt es nicht, sie spricht es aus. Mit festem Griff reißt sie die Liane los, ergreift das Ruder und schwingt sich in das kleine Fahrzeug. Die immer-

flackernden Blitze zeigen ihr den Weg über die Barre. Riesige Wellenberge rollen mit Getöse heran. Sie achtet ihrer nicht. Sie kennt das Meer. Mag es toben und wüten, stärker ist die Gewalt, die sie treibt. Es ist der Mut der Verzweiflung, mit dem sie sich in die See hinaus wagt. Fest schwingt sie das Ruder. Bald rechts, bald links stößt sie es hinein in die tosende Flut, um ihr Kanu in der Fahrtlinie zu halten.

Aber der Wind wird zum Sturm, zum Orkan. Ein scharfer, kalter Regen peitscht ihr ins Gesicht. Er kommt heran wie eine niederstürzende Wolke, die alles verschlingen möchte. Unter Brausen und Tosen verbinden sich Himmel und Erde. Der Sturm greift mit mächtiger Faust in die Wogen und wirft sie haushoch empor, greift in die Wipfel der Urwaldbriesen und zerrt und schüttelt sie, daß sie ächzen, krachen, splintern. Er ist ein wilder Titan, der in den Elementen wühlt und tobt, der niederwirft, zerstört, verschlingt, was ihm in den Weg kommt. Aber die Elemente lieben den Riesen, der sie ihrer Fesseln ledig macht. Sie erheben sich mit ihm in wilder Raserei. Die Natur erschauert unter dem Druck des Gewaltigen. Ein Kampf aller gegen alle entbrannt. Es heult der Orkan, es brüllt das Meer, es prasselt der Regen, und die zuckenden, zügelnden Blitze schmettern über den Kampfplatz hin.

Elea denkt nicht an die Gefahr, die sie umtobt. Wie ein Spielball wird ihr Kanu turmhoch emporgehoben, und im nächsten Augenblick scheint es wieder in bodenlose Tiefen zu versinken. Sie achtet es nicht. Mit kundiger Hand schwingt sie das Ruder und blickt sehnsüchtig hinaus nach den Lichtern des Sklavenschiffes.

Aber die Finsternis ist undurchdringlich. Der Regen hat einen schweren Vorhang um sie gespannt. Sie weiß nicht, ob sie die rechte Richtung eingehalten. Aber sie rudert weiter. Eine lange, hange Stunde vergeht, und noch eine. Dann läßt der Regen allmählich nach. Der Donner verliert sich in der Ferne.

Elea späht in die Nacht hinaus, sucht rings am Horizont nach einem verheißenen Lichtschein. Doch kein Licht ist zu sehen. Wohin sie sich wendet, hängt grau und schwarz das Firmament über dem Meere. Das Schiff ist verschwunden. Wohin? Wurde es eine Beute des Orkans? . . .

Dem Mädchen entfällt der Mut. Jetzt

erst fühlt sie, daß ihre Kräfte durch stundenlange Arbeit erschöpft sind. Sie legt das Ruder auf den Boden des Kanus nieder. Die Hände ruhen lässig in ihrem Schoße. Und schon zieht von neuem der Tornado herauf. Der Unhold kehrt zurück. Häufiger leuchten die Blitze im Osten auf. Bald vernimmt sie wieder das Brausen des Sturmwindes. Das Rollen des Donners kommt näher und näher. Eine neue Regenslut ergießt sich über das Meer.

Elesa sitzt tatenlos in ihrem schwankenden Fahrzeug. Sie fühlt sich im ungleichen Kampfe unterlegen. Jede Gegenwehr ist nutzlos. Nun möge der Sturm sie treiben, bis eine letzte Welle sich schließt über ihrem nassen Grabe . . .

„Hölle und Teufel war das ein Wetter!“

Mit diesen Worten begrüßte Barnill seinen Vertrauten, der zur Ablösung auf der Kommandobrücke erschien. Der Pirat war wie aus dem Wasser gezogen. Seine Zähne klapperten vor Frost.

„Ich habe euch einen Punsch gebraut, wie ihr lange keinen mehr getrunken habt. Macht nur, daß Ihr in die Kabine kommt. Feuchte Kleider bringen Rheuma.“

„Gewaschen sind diese Lappen gründlich“, sagte Barnill lachend, indem er an sich herunterschaute. „Brauchen nur noch gebügelt zu werden, dann sind sie wie neu.“

„Sonst nichts Neues auf Wache?“ fragte Jago.

„Zwei Boote sind zum Teufel gegangen“, antwortete der Kapitän. „Es muß aber schon vor meiner Wache gewesen sein.“

„Kann sein. Bei dem Getöse habe ich nichts davon gemerkt. Übrigens ein halbes Wunder, daß sich nicht die ganze „Schwalbe“ in Wohlgefallen aufgelöst hat. Ein Schiff, das noch so seetüchtig ist, berechtigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft.“

„Die kannst du fahren lassen. Es ist die letzte Reise. Ich hab's gesagt, und es bleibt dabei. Und wenn ich die Ware beim kleinen Tom abgeliefert habe, mag meinetwegen der alte Kasten versaufen. Ein Käufer wird sich schwerlich dafür finden.“

„Allmählich fange ich an zu glauben, daß es Euch Ernst ist mit der Aufgabe des Geschäftes. Nachdem Ihr dem Ngil

die drei Leute entführt habt, dürft Ihr Euch nicht mehr hier sehen lassen.“

„Deswegen meinst du? Da bin ich anderer Ansicht. Der wird gar nicht ahnen, daß ich ihm die Leute nahm. Bei dem Unwetter können sie umgekommen sein. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn ich sie weggeschickt hätte. Die werden froh sein, daß ich es nicht tat. Ich komme mir ganz merkwürdig vor als Lebensretter. Hahaha! Und war der Gedanke nicht geradezu klassisch? Ich soll dem Ngil drei Neger abkaufen und nehme sechs umsonst! Ja, bei Aufgabe des Geschäftes wird am meisten verdient. So, nun gute Wache. Steif gen Nordost, bis Land in Sicht kommt.“

Er glitt die Treppe hinab, um seine Kabine aufzusuchen. Der Küchenmatrose mit dem Punsch wartete schon auf ihn.

Ntonga stand vor der Kajüte des Kapitäns. Er wollte klopfen. Da er drinnen reden hörte, zögerte er. Sollte er es wagen? Er nahm einen neuen Anlauf. Es war zu spät. Jago, der auf der Brücke stand, hatte ihn bemerkt und rief ihn näher zu sich. Ntonga gehorchte. „Was schleichst du da herum?“ herrschte ihn der „Erste“ an. „Habe ich dir nicht deinen Platz angewiesen?“

„Ja, Herr. Doch ich wollte den Kapitän sprechen“, entgegnete Ntonga.

„So—o—o! Was verschafft denn dem Kapitän die Ehre deines Besuches, hä?“

„Ich wollte ihn bitten, uns etwas zu essen zu geben. Wir haben seit gestern früh nichts genossen. Zwei von uns auch gestern nichts.“

„Das ist ihre Schuld, mein Junge, ganz ihre Schuld. Und dir tut das Fasten gut. Mach nur schnell, daß du wieder an deinen Platz kommst. Leg dich hin und schlaf, dann vergeht dir der Hunger. Wenn ich dich aber noch einmal herum-schleichen sehe, erhältst du eine Tracht Prügel! Verstanden?“

„Ja, Herr, ich habe verstanden.“

„Na also. Dann marsch. Pack dich fort!“

Ntonga kehrte zu seinen Leidensgenossen zurück, die ihm sehnsüchtig entgegenblickten.

„Es hat nichts gegeben?“ fragte Ekonga enttäuscht.

„Nein. Mit dem Kapitän habe ich nicht gesprochen, und der lange, dumme Mensch, den sie Jago nennen, drohte mich verprügeln zu lassen, wenn ich noch einmal von hier weggehe.“

„Wir werden hier verhungern“, seufzte

Euti und guckte mit einem Auge nach Backbord, mit dem andern nach Steuerbord hinüber.

„Das werden sie nicht zulassen“, meinte Utonga. „Aber es scheint, daß nicht viel Lebensmittel an Bord sind.“

Mpeja streckte sich stöhnend aus und sprach: „Dann will ich schlafen, bis der Tod kommt.“

Und die sechs ungleichen Menschen, die das Schicksal jetzt so enge verbunden hatte, lagen dicht beieinander auf der Ladeluke und hingen traurigen Gedanken nach.

Utonga schob sich eine Saurole zu-recht, legte den Kopf darauf und schaute zum Himmel. Der Plan für sein zukünftiges Leben war bald fertig. Eleša war nun für ihn verloren. Das schmerzte am tiefsten. Aber Gott hatte ihm das Leben gelassen, das auch verloren schien. Er wird es zu ertragen wissen. Wohin er auch kommen mag, er wird bei Menschen sein, die seine Arbeit schätzen. Er wird arbeiten, fleißig, gehorsam, ehrlich. Das muß ihm das Vertrauen seines Herrn erwerben. Vielleicht gelingt es ihm, sich freizukaufen, eine selbständige Anstellung zu erwerben. Wenn der Agil Eleša nur nicht tötet . . . Das Mädchen ist mutig . . . Wer weiß? Wenn er einen guten Herrn fände, bei dem ein Emporarbeiten möglich wäre . . . Er will den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Wenn nur Eleša ihm erhalten bliebe . . . Wer weiß?

Er schloß ein.

Barnill, der sich nach dem warmen Morgenpunsch niedergelegt hatte, erwachte gegen Mittag mit einer, wie er sich selbst gestand, famosen Idee. Er ließ Utonga durch seinen Steward zu sich rufen. Utonga glaubte nichts anderes, als daß es nun doch etwas zu essen gäbe, und sah in dieser Erwartung ganz fröhlich drein.

„Was freust du dich so, mein Junge?“ fragte Barnill.

„Herr, ich dachte, jetzt gibt es zu essen.“

„So? Hast du solchen Hunger?“

„Ja, Herr Kapitän.“

„Du sollst zu essen haben, wenn es auch knapp ist. Doch habe ich dich nicht deshalb gerufen. Du sollst mein Diener sein, solange du auf dem Schiff bleibst. Wenn du dich gut führst, kannst du dir etwas ersparen. Ich kann dich dann auch deinem zukünftigen Herrn empfehlen. Du bist nicht dumm. Du wirst leicht Aufseher in einer Pflanzung werden oder sonst ei-

nen besseren Posten bekleiden. Dann hast du es gut.“

„Ich danke Herr! Ich werde mich gut führen.“

„Das hoffe ich. Jetzt geh zum Steward, der dich gerufen hat, und sage ihm, du sollst gleich das Frühstück hier auftragen für mich und den ersten Offizier.“

„Es wird geschehen, Herr Kapitän.“

Jago riß die Augen auf, als er an dem kleinen Tisch in der Kapitänskabine saß und Utonga erschien, um die Herren zu bedienen.

„Nicht wahr, du schaust?“ sagte Barnill. „Den habe ich mir als Diener zugelegt. Er versteht die Sache und spricht auch schon ziemlich Englisch. Ja, so ist's recht“, sagte er zu Utonga, „stell nur daher. Du hast wohl schon Steward gespielt?“

„Ja, Herr.“

„Wie ich doch meine Leute gleich immer richtig einschätze!“ lobte sich der Kapitän selbstgefällig.

Utonga freute sich über das neue Amt. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung für die Zukunft und die erste Stufe zu einer besseren Lebensstellung. Die Arbeit lenkte seine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit ab. Geschickt und willig erledigte er sich seines Probestückes.

Als das Frühstück beendet und Utonga hinausgegangen war, schüttelte Jago den Kopf.

„Das hätte ich aber nicht getan, Kapitän“, meinte er.

„Du hättest manches nicht getan, was uns Vorteil brachte“, entgegnete Barnill, „weil du nie weit genug siehst.“

„Dazu braucht man doch nicht weit zu sehen. Den Kerl in Eurer Kabine schalten lassen! Ihr könnt ja tun, was Ihr wollt. Aber ich traue dem Kunden nicht.“

„Merkt du nun, mein kluger Jago, daß du zu kurz siehst? Gerade weil ich ihm nicht traue, habe ich ihn genommen. So habe ich ihn immer unter den Augen. Ich habe ihm eine schöne Zukunft vorgemalt. Jetzt ist er zufrieden. Und das ist mir lieber, als wenn er im Winkel sitzt und schwarze Pläne schmiedet. So kommt er am besten über den Verlust seiner Freiheit hinweg. Und ich habe an ihm einen geschickteren und besseren Diener als an dem andern.“

„Das ist wohl richtig“, gab Jago kleinlaut zu, „aber trauen dürft Ihr ihm doch nicht.“

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben